

ŠTUDIJSKA KNJIŽNICA V MARIBORU

II 704

Handwritten: O'Haus!

A. LUSCHIN-EBENGREUTH

JOHANN SIGISMUND
POPOWITSCH



SONDERDRUCK

GRAZ 1925



N 14082

JOHANN SIGISMUND POPOWITSCH

I.

Schwere Landplagen: Seuchen, Mißwachs, Türkeneinfälle, Bauernunruhen, hatten um die Wende vom Mittelalter zur neueren Zeit unser Unterland wiederholt heimgesucht und große Lücken in der Landbevölkerung hinterlassen. Zur Wiederbesiedlung der verödeten Huben und zur Auffüllung der Arbeitskräfte benutzte man nun in Untersteiermark und Krain ungefähr seit 1530 vor allem heimatlose, von den Türken vertriebene Flüchtlinge: Kroaten, Bosnier, Serben und selbst Balkanwalachen. Nachkomme solch eines serbischen „Uskok“ oder „Pribeg“ (bei welchen der Familienname Popowitsch¹ häufig war) mag jener Anton Popowitsch gewesen sein, dem wir zu Ende des 17. Jahrhunderts in Diensten des Grafen Johann Sigismund von Schrattenbach begegnen. Diesem Popowitsch, der zu Arzlin (zwischen Cilli und Hoheneck) ein Bauerngut besaß, gebar seine Frau Marina mehrere Söhne, die ihr Fortkommen in der Welt suchten und fanden: der älteste, Anton, trat in den Jesuitenorden, der mittlere, Johann Baptist, brachte es zum Rentmeister der Schrattenbachschen Herrschaft Salloch bei Cilli, mit den merkwürdigen Lebenschicksalen des jüngsten der Brüder, der, zu Arzlin geboren, am 9. Februar 1705 in der Pfarrkirche zu Hoheneck getauft und nach seinem Paten, dem Grafen von Schrattenbach, die Vornamen Johann Sigismund erhielt², wollen wir uns hier beschäftigen.

Ich stütze mich vor allem auf Angaben, die Popowitsch 1749 in seiner Besprechung von A. Roschmanns „Veldidena“ (V) und 1750 in den „Untersuchungen vom Meere“ über sein Leben verstreut darbietet, und führe diese unter Angabe der Seitenzahl womöglich wörtlich an, um seine Persönlichkeit hervortreten zu lassen. Ein nachgesetztes S bezieht sich auf sein ohne Seitenangabe erschienenenes „Sendschreiben an einige vornehme Gelehrte zu Leipzig“, ein Z auf eigenhändige Zusätze in seinem Handexemplar, das jetzt in der Wiener Nationalbibliothek unter den Handschriften als n. 12.789 verwahrt wird. Ergänzt habe ich diesen Stoff durch Schottkys Nachrichten über Popowitsch

¹ Als Beispiel erinnere ich an Wuk Popowitsch, Woiwoden zu Sichelburg, der 1542 wegen Verrätereie zu Laibach hingerichtet wurde. Seine Kinder wurden katholisch, um den väterlichen Besitz zu retten, und sind später durch längere Zeit in Krain nachweisbar.

² 1705, die 9. Februarii baptizatus est Joannes Sigismundus, filius legitimus patris Antonii Popoviz et uxoris ejus Marinae. Patrini fuere Ill. D. comes Joannes Sigismundus a Scroutenpach et Agnes Rupniza vidua, per me Thomam Pozikar — Eintrag in das Taufbuch zu Hoheneck, mitgeteilt von Orožen, Das Bistum Lavant, VIII, 262 (vgl. auch S. 290).

in den Wiener Jahrbüchern für Literatur, 1818, 4. Band, Anzeigebblatt 31 ff., Kaltenbaeck (K) in der Österreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatenkunde, 1836, n. 6—10, und Wurzbachs biographisches Lexikon (W).

II.

Johann Sigismund Popowitsch verlor den Vater sehr früh, die Erziehung fiel daher ganz der Mutter Marina anheim, einer verständigen Frau, welcher ihr Sohn zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte. Da sie schon zwei Söhne zu Graz im Jesuitengymnasium hatte, so sollte ihr jüngster die väterliche Hube übernehmen. Sie verweigerte darum ihm, der gleichfalls studieren wollte, entschieden diesen Wunsch und gestattete nur Unterricht im Lesen, Schreiben und etwas Latein, den Kaplan Pozhkar seinem Täufling zu Hoheneck erteilte.

So war der Herbst 1717 herangekommen, Johann Sigismund, ein wissensdurstiger slowenischer Bauernjunge, stand in seinem 13. Lebensjahre, seine Brüder aber rüsteten mit Ferienschluß zur Rückkehr nach der schönen Stadt Graz, die damals und noch lange danach für die Bewohner von Untersteiermark das Ziel stiller Sehnsucht war. Da die Mutter auch neuerlichen Bitten gegenüber fest blieb, so entschloß sich der Knabe zur Flucht, huschte heimlich auf den Reisewagen seiner Brüder und verbarg sich so geschickt, daß er erst zu Gonowitz, wo die erste Reiserast eintrat, entdeckt wurde. Kein Zureden der Brüder vermochte ihn zur Heimkehr zu bewegen, sie nahmen ihn schließlich nach Graz mit.

Hier erwartete den Ankömmling zunächst das Los eines Bettelstudenten, doch müssen die mitgebrachten Kenntnisse zufriedenstellend gewesen sein, da ihm die „Parva“, die Vorbereitungsschule der Jesuitengymnasien, erlassen und Johann Sigismund sogleich in die sogenannte „Princip“, die unterste Gymnasialklasse, aufgenommen wurde.¹ Bald fanden jedoch Fleiß und Begabung des neuen Schülers ihre Anerkennung. Die Jesuiten erleichterten ihm nun das Fortkommen soweit als möglich und verschafften Popowitsch, als er den ersten Preis in der Poesie gewonnen hatte, einen Freiplatz im Konvikt, der ihm die Vollendung der philosophischen und der theologischen Studien gestattete. Popowitsch nahm indessen weder einen akademischen Grad, noch ließ er sich zum Priester weihen, angeblich (K) weil er von Natur aus keinen Wein trinken konnte. Der eigentliche Grund lag wohl tiefer im Gegensatz, in welchen der lernbegierige Schüler zu den starren Formen der Jesuitenschulen geraten war, „deren Abgott der verdammte Herkommannus² und die Vorsteher manchmal noch selbst milchbärtige Knaben sind“ (LIII). „Mir ist die ganze Zeit von

¹ Matrikel des Grazer Jesuitengymnasiums, Handschrift in der Grazer Universitätsbibliothek, S. 205: 1708 Parvistae . . . R. (späterer Zusatz) Antonius Popovich; S. 218: 1717 Principistae: Joannes Popovich, Civis, Styrius Cillejensis.

² Anspielung auf die um 1726 öfter erschienene satirische Schrift: „Leben und Thaten des berühmten Doctor Herkommannus auch Observantius genannt.“

13 Jahren, in welcher ich alle Schulen durchwandert habe, sogar der Name historia naturalis nicht zu Ohren gekommen. Ich hätte unter dem Vorsitze meiner Lehrer können Magister liberalium artium et philosophiae, wie auch Dr. theologiae werden, ohne zu wissen, daß es Einleitungen gebe, nach welchen man die Kräuter, Bäume, Tiere, Erden, Gesteine, Metalle erkennen könne. Ich habe den Namen Botanik“, klagt er an einer andern Stelle (384 Anm.), „nachdem ich lange vorher alle Schulen meiner Universität durchstudiert hatte, erst im 30. Jahre meines Alters von einem Apotheker gelernt.“¹ Popowitsch war daher zur Ausbildung auf sich angewiesen und bezeichnet sich wiederholt als Autodidakt. Um so erstaunlicher sind darum seine Leistungen. Als Popowitsch 1728 die Jesuitenschulen verließ, hatte er die Sammlung für deutsche Sprachforschung schon begonnen, die Griechen und Römer nicht nur gelesen, sondern auch zu historisch-antiquarischen Untersuchungen exzerpiert und ein Herbarium angelegt, das als Frucht der Durchforschung des Bachernebirges während der Ferien 2000 Spezies aufwies (K).

So ausgerüstet, entschloß sich der 23jährige Popowitsch, ob knapp seine Mittel auch waren, eine Bildungsreise zur Vervollständigung seines Wissens zu unternehmen. In drei Jahren durchwanderte er zu Fuß die südösterreichischen Länder und ganz Italien nebst Sizilien und Malta, er besuchte die entlegensten Orte von den sumpfigen Niederungen bis zu den Höhen des Apennin, den Vesuv und den Ätna, keinen jedoch, ohne zuvor alles gelesen zu haben, was darüber geschrieben worden war.

Gelegentliche Äußerungen in seiner Besprechung von Roschmanns „Veldidena“ und in den „Untersuchungen vom Meere“ verbreiten hinreichend Licht über diese Wanderjahre; dagegen sind unsere Nachrichten über Popowitsch für die nächsten 13 Jahre recht spärlich. Wir wissen nur, daß er um 1731/32 die Stelle eines Hofmeisters in einer adeligen Familie angenommen hatte, die ein Schloß im Pettauer Feld besaß, daß er mit dieser das erstemal nach Wien kam und daß er sie nach ein paar Jahren in Unfrieden verließ. Er eilte nun nach Hause, erkrankte 1735 schwer und irrte nach seiner Genesung ziellos in Untersteiermark umher (273). Dabei erforschte er den Wotsch (122) und trieb historisch-genealogische Studien im Stifte Studeniz (250); zuletzt entschloß er sich zur Rückkehr nach Wien, wo ihm ein botanisches Gespräch freie Wohnung beim Arzt Joh. G. Heinr. Kramer verschaffte (S. c. 4). Damals eröffnete sich ihm die Aussicht, in Konstantinopel das Türkische „zum Dienst des Wienerischen Hofes zu lernen“. Allein „die Neigung eines österreichischen Kavaliere, eines der Verständigsten, die ich näher kennen zu lernen die Ehre gehabt, und sein Verlangen, mich als Hofmeister bei einem jungen Herrn zu

¹ Noch bitterer äußert er sich V. 55 darüber, daß er in seiner Studienzeit „mit der aristotelischen Quacksalberei, durch deren Beihilfe die besten Lehrer derselben die Geburt einer Laus nicht erklären können, beinahe drei Jahre versäumt habe . . . Es eckelt mir, wenn ich an einige Dinge zurückdenke, die mir als Wissenschaft und Weltweisheit eingebläuet wurden . . . Man lehrte mich z. E., daß die Sonne, welche den Erdboden nicht gar weit in die Tiefe erwärmet, das Gold auskoche, merke wohl in den Bergwerken . . . in visceribus terrae!“ usw.

sehen, dessen Vormund er war, hintertrieb die Vollziehung dieser Reise“ (XXIII ff.). Popowitsch entschied sich für den Hofmeisterposten, weil er die Zusage hatte, daß ihm später die Mittel zur Herausgabe einer botanischen Beschreibung der Flora des niederösterreichischen Schneebergs und der angrenzenden steirischen Gebirgszüge von der Prein bis zum Wechsel gewährt werden sollten. Leider vereitelte der vorzeitige Tod seines Gönners die Erfüllung des Versprechens und Popowitsch hatte diesen Unglücksfall um so mehr zu beklagen, als er inzwischen zwei neu eingelaufene Anträge abgelehnt hatte, die ihm eine ungestörte Gelehrtenarbeit gewährt hätten. Der eine besonders verlockende kam vom Grafen Franz Josef von Sauer, Herrn von Ankenstein, der „als ein seltenes Beispiel in das Register der Steyermärkischen Gelehrten“ gehörte und mit seiner jungen Gemahlin, „die in Büchern wie ihr Herr den angenehmsten Zeitvertreib fand“, auf seinem Schlosse lebte. Graf Sauer wünschte nun, die windische Sprache zum Nutzen seiner Untertanen, weil sie alle Wenden sind, zu erlernen, und „mir wurde das hochschätzbare Glück zuerkannt, daß ich beide als windischer Sprachmeister unterweisen sollte. Ich bedauere noch icht, daß mir das Einladungsschreiben nicht zu Händen gekommen, als ich im Viertel Zilli, in meinem eigenen Vaterlande, gleichsam als ein Vertriebener herumwanderte“, . . . „weil diese Bedienung nur zwei Stunden des Tages und dieselben zu einem angenehmen Geschäfte, mir abgenommen, die übrige Zeit aber frei gelassen hätte, so würde mein so entworfenen Ankensteinischer Aufenthalt den Liebhabern der Pflanzen eine Floram agri Poetoviensis geliefert haben, welche in Betrachtung der Seltenheit der Gewächse, nach der österreichischen eine der schönsten des allda gegendigten teutschen Bodens gewesen wäre.

Allein besagter Brief ward mir erst in Wien zugestellt, dahin ich mich mit einer grossen Last Bücher, die ich überall hin mitführe, wie die Schnecke ihr Haus herumträgt, angekommen war. Die Beschwerlichkeit einer so weiten Zurückreise, der schmerzliche Notzwang, meine Bücher dem Wienerischen Zolle das drittemal zu unterwerfen und endlich die beständige Gelegenheit, mir das alte Andenken einer verhaßten Nachbarschaft zu verneuern, so oft ich zum Fenster hinaussehen würde, meine Augen an der vortrefflichen Pettauischen Gegend zu weiden“ (S. 272 ff.), bestimmten Popowitsch, auf diesen Vorschlag mit verbindlichem Danke zu verzichten. Eine zweite Einladung zur Rückkehr nach Steiermark erreichte Popowitsch zu Wien ums Jahr 1744. Sie kam vom Dechant am Weizberg und Erzpriester des Neustädtischen geistlichen Gerichts Dr. theol. Franz Leopold Riedlegger, der den Gelehrten „ohne Aufbürdung einiger Last“ auf beliebig lange Zeit zu Gaste lud (S. 313 Anm.). Sie wurde ebenfalls wegen der Schwierigkeiten ausgeschlagen, die sich bei der Fortschaffung der Bibliothek ergeben hätten, aber auch aus dem Grunde abgelehnt, weil Popowitsch inzwischen einen Ruf an die von Abt Alexander Fixlmillner zu Kremsmünster gegründete adelige Akademie bekommen hatte, Vorlesungen über Geschichte zu halten, bis ein Stiftsgeistlicher sich dazu herangebildet hätte. Zweifellos bestimmte seinen Entschluß die Hoffnung, die schöne

Stiftsbibliothek für wissenschaftliche Zwecke frei benutzen und seine botanischen Neigungen befriedigen zu können; doch blieb die Enttäuschung leider nicht aus. Popowitsch war keine schmiegsame Natur, er sagte seine Meinung frei heraus und war in Beobachtung der Formen nicht peinlich. Wenn man seinen handschriftlichen Zusatz zur Erklärung des Ausdruckes Leiten auf S. LXXII liest: „In der Fuchsleiten (bei Kremsmünster) werden zum Nachteil der umliegenden Bauern und wider die Holzordnung Füchse gehäget, damit die Ordensbrüder und die studierende Jugend einmal im Jahre zusehen können, wie im Hofe der Abtei gedachte Tiere auf eine erbärmliche Art mit Hunden zu Tode gehetzt werden. Das ist eine feine Lehre für die jungen Herren, dadurch sie zu Grausamkeit wider die Tiere eingeführt werden,“ und wenn man weiß, daß er mit dem Stiftsbibliothekar wegen Benutzung der Bibliothek im Streite war (393 Anm.), so begreift man, daß im Stifte schon 1745 an die Entlassung des „grogen Popowitsch“ gedacht wurde.¹ Dieser mußte in der Tat damals seine Geschichtsvorlesungen an einen Stiftsgeistlichen abgeben, lehrte indessen noch Italienisch und Französisch, bis es Anfang 1746 endgültig zum Bruche kam und Popowitsch als Vierzigjähriger zum Entschlusse kam, Österreich zu verlassen und als Privatgelehrter in der Fremde sein Glück zu versuchen. „Mein abgedrungener Aufbruch aus den Erbländern meiner allergnädigsten Frau“, berichtet er S. 384, „ward auf den Frühling des Jahres 1746 fest gesetzt. Meine Bücher waren zu einer fernen Reise bereits eingepackt. Meine Freunde rieten mir aber, wegen der üblen Straßen, welche die Auftauung zu derselben Zeit grundlos machte, noch einen Monat zu verziehen. Die Lastwägen, welche meine Bücher führen würden, könnten sonst unterwegs stecken bleiben.“ Popowitsch folgte diesem Rate und begann, um das Auspacken der botanischen Bücher zu ersparen, zur Ausfüllung seiner Muße mit der Beschreibung von Schwämmen, die in Kremsmünster gleich nach dem Schnee in großer Menge hervorbrachen. Da die Vergänglichkeit dieser Gebilde ein genaues Festhalten ihrer Formen und Farben erschwerte, so behalf sich Popowitsch mit Umrißzeichnungen und einem Musterbuch von Farben. „Ich sammelte seidene, wüllene, tüchene Fleckchen von so vielen Farben ich sie aufbringen konnte, auch Stücke von Leder und gearbeiteten Fellen. Diese teilte ich nach den Verwandtschaften und Gattungen der Farben ab. Die Lücken füllte ich durch gemalte eingeschaltete Felder aus, die ich mit Muschelfarben auf Papier vorstellte. Die Namen setzte ich in lateinischer Sprache darzu . . . Diese Farbenschule nahm ich allemal mit, wenn ich auf Schwämme ausging und bezog mich bei der Andeutung der Farben auf die darinnen enthaltenen Muster. Weil aber je über 8 oder 14 Tage neue Schwämme hervorkamen, die ich nicht wollte in Österreich

¹ Gefällige Auskunft des hochw. Herrn Prof. Dr. Pankraz Stollenmayer in Kremsmünster. Popowitsch rächte sich später an dem Rektor der Ritterakademie P. Nonnos Stadler dadurch, daß er eine Schwammart nach ihm Nonosus benannte. Über diesen Schwamm bemerkt er S. 380 der „Untersuchungen vom Meere“: „Manche stinken unerträglich, wie der Nonosus, welchen Schwamm ich nur zu Kremsmünster angetroffen habe.“

unbeschrieben zurücklassen, so wurden aus einem Monat meines verschobenen Aufenthaltes zwei, drei und noch mehrere . . . und so habe ich ein ganzes Jahr mit der Untersuchung dieser Gewächse mit vielen Beschwerlichkeiten zugebracht. Ich mußte auf meine Kosten leben, die Herren des Ortes gaben mir keinen Bissen Brots zur Erleichterung meines Unterhaltes . . . Sie lachten mich noch aus, daß ich ein Schwammsammler wäre . . . Ich hatte die Wohnung von übelgesitteten Leuten. Mein Zimmer war eine halbunterirdische Höhle, in welche Laubfrösche, Kröten und Nattern durch die zerbrochenen Fensterscheiben zu mir krochen . . . Auf den Brettern des Fußbodens wuchs eine seltene Art des Agarici, welche vielleicht noch nicht beschrieben ist“ (S. 382 ff.). Die Wißbegierde des Naturforschers siegte indessen über all dies Ungemach und bewog sogar Popowitsch zum Ausharren in seinem feuchten Zimmer, weil ihm diese Gelegenheit zur Beobachtung mannigfacher Schimmelpilze darbot.

Zwischenhinein beschäftigten ihn antiquarische Untersuchungen und führte ihn ein Ausflug nach Lambach und Wels zur Besichtigung eines Römersteines und der Reste des alten Ovilava (V. 13).

Anfang 1747 verließ Popowitsch Österreich. Die Reise führte ihn zunächst nach Regensburg, von wo er seinen „Weg gerade nach Leipzig nehmen wollte, allein die Begierde zu erforschen, was für Gewächse dieser Strich von Bayern herfürbringe und wie weit dieser Boden von dem österreichischen unterschieden sei, ferner die Freundschaft einiger hiesiger Gelehrten, deren werten Umgang mir die Neigung zu gleichen Studien bald zuwegen brachte, dies sind die Bande gewesen, welche mich bis izt an diesem Orte angehalten haben“, meldet er in seinem Schreiben vom 25. Oktober 1749 an einige vornehme Gelehrte in Leipzig. Über den Kreis dieser Regensburger Freunde verbreitete er sich im Vorbericht zu seinen „Untersuchungen vom Meere“; er nennt zwei Herren Harrer, von welchen ihn der eine durch seine Hausbibliothek, der zweite als Vorstand der Ratsbibliothek opferwillig unterstützt hatte, vier Brüder aus dem Geschlecht Plato genannt Wild, den Arzt Dr. Dieterichs, die Mönche vom Schottenkloster und namentlich den Stadtsyndikus Georg Theodor Gmeiner, der ihm die Drucklegung der „Untersuchungen“ ermöglicht hatte. Seine Laufbahn als Schriftsteller begann Popowitsch mit Abhandlungen in den „Regensburger wöchentlichen gelehrten Nachrichten“. Aufsehen erregten seine im 10. Stück des Jahrgangs 1749 niedergelegten Ausführungen über die Schrift „Veldidena urbs antiquissima“ des Innsbrucker Universitätsbibliothekars Roschmann. Es fehlte nicht an Vermutungen über den ungenannten Verfasser und Roschmann erklärte sich bereit, das nötige Papier beizustellen, um das Erscheinen der versprochenen, aber noch ausständigen Anmerkungen zu beschleunigen. Auf dieses Anerbieten kommt Popowitsch an zwei Stellen seiner „Untersuchungen“ (S. 23 Anm., 336 Anm. *g*) zurück und lüftet zugleich ein wenig das Dunkel, das über seiner Person schwebte. Er sei, schreibt er, weder ein gebürtiger Augsburger noch evangelisch und Geistlicher. „Ich bekenne mich zu der Religion, die in des Herrn Roschmanns Vaterlande blühet,

ich bin weltlichen Standes wie er, wir beide sind Untertanen einer allergnädigsten Frau“, nur habe jener die Ehre einer ansehnlichen Stellung, während er, Popowitsch, bei all seinen Gesuchen bisher leer durchgefallen sei.

Die „Untersuchungen vom Meere“, welche 1749 schon gedruckt waren, jedoch erst im folgenden Jahre 1750 ohne Nennung des Verfassers und Verlegers zu Frankfurt und Leipzig erschienen, machten nun Popowitsch über Nacht zu einem bekannten Gelehrten. Alle literarischen Zeitungen Deutschlands jener Zeit, das „Journal étranger“ in Paris, die „Novelle letterarie di Venezia“ und andere mehr, mochten sie immerhin gewisse Vorbehalte machen, erkannten den Wert dieses Werkes an, das man auch noch heute mit reichen Anregungen durchnehmen wird, falls man sich über die verunglückte Form hinauszusetzen vermag.

Der Inhalt selbst mutet vielfach unveraltet an, denn man vernimmt einen Mann von großem Wissen, der seinen Zeitgenossen auf vielerlei Gebieten weit voraus war und neue Gedanken mit Freimut verkündete, die zum Teil erst im 19. und 20. Jahrhundert von der Wissenschaft als berechtigt anerkannt worden sind. Seine 1749 zu Regensburg vollendeten „Untersuchungen“ verbinden sich äußerlich mit einer von Christ. Gottl. Schwarz zu Altdorf kurz vorher erschienenen Abhandlung, als deren Erläuterung und Begründung sie sich geben. Nach einem Vorbericht auf 7 unbezeichneten Blättern kommt als Erster Teil ein Inhaltsauszug aus der Schwarzischen Schrift mit 6 längeren Anmerkungen im Anhang, dann als Zweiter Teil eine „Besondere Abhandlung vom Meere, dardurch einige in der Schrift De columnis Herculis im 6. Abschnitte stehende Berichte, so in die Geschichte des Meeres einschlagen, in vier Absätzen untersucht“ und erläutert werden. Diesem Zwischentitel folgt mit neuer Seitenzählung (S. I–LXXII) eine mit den Anfangsbuchstaben J. S. V. P. unterzeichnete Widmung dieses Teiles an die Kosmographische Gesellschaft in Nürnberg. Sie beginnt mit einer archäologischen Abhandlung über Römerorte und Römerstraßen in Norikum und Pannonien und endet mit Vorschlägen für ein „Topographisches Glossarium“, in welchen eine Anzahl geographischer Ausdrücke auf ihre etymologische Bedeutung geprüft wird. Es schließt daran mit Fortsetzung der Seitenzählung in arabischen Ziffern (S. 43 ff.) der Abhandlung vom Meere erste Untersuchung, ob es für eine Fabel zu halten sei, daß Spanien in den ältesten Zeiten an Afrika angehangen habe, dann die zweite, „warum ein Schiff mit gleich starkem Winde von einer gegen Morgen gelegenen Küste des Mittelländischen Meeres z. E. aus Palästina eher nach Spanien gelange als umgekehrt“, als Nachträge dazu die Feststellung des Wortes „Warte“, einige Zeugnisse für früher erwähnte Überschwemmungen der Nordsee und die Erklärung einiger meist plattdeutscher Wörter, „die sich in diesen Zeugnissen finden“. Die dritte Untersuchung betrifft die Frage, „warum der Einfluß des Atlantischen Ozeans in das Mittelländische Meer zweimal stärker sei als der Ausfluß“ aus diesem, mit vier Beilagen, von welchen zwei die Entstehung des süßen Wassers und die Wirbel zur See und in der Donau behandeln, die dritte aber mit einer Spitze gegen Gottsched die

„Beurteilung einer künftigen Welt ohne Berge. Erörterung der Frage, ob eine so beschaffene Welt von vergnügten Menschen könne bewohnt werden“, liefert. Die vierte Untersuchung, mit welcher der Verfasser seine Betrachtungen über die Eigenschaften des Meeres abschließt, betrifft das Schwarze Meer und hat als Zugaben die etymologische Erklärung des italienischen Wortes Faro, mehrere Zeugnisse über Spuren der Trajansbrücke an der unteren Donau, über die gefährlichen Stellen bei Tachtali und Demir-Kapu (Eisernes Tor) und eine ausführliche „Erinnerung an Studeniz“ auf S. 250—274.

Hat schon die Inhaltsangabe des Werkes bisher dargetan, daß Popowitsch in seinen „Untersuchungen vom Meere“ von allen möglichen Dingen und noch manch anderem gehandelt hat, so sprengt in dem folgenden dritten Teil (S. 275—432) der Inhalt vollends die Form. Man sieht deutlich, welch großes Wissen Popowitsch durch Selbststudium aufgehäuft hatte und wie es ihn drängt, die eigenen Gedanken darüber bei erstbesten Gelegenheit auszusprechen. Diese „Nachlese von etlichen Zusätzen, die sich bei Verfertigung des Registers gesammelt haben, dadurch etliche Stellen der vorhergehenden zwei Teile ergänzt, andere erläutert oder verbessert werden“, besteht aus 28 lose aneinander gereihten Abschnitten von sehr ungleicher Beschaffenheit und Länge. Einzelne sind Bemerkungen, die kaum eine halbe Druckseite füllen, andere Abhandlungen von vielen Seiten. Ungefähr die Hälfte dieser Zusätze der Zahl, aber höchstens ein Fünftel dem Umfang nach, entfällt auf Fragen, welche der Titel des Werkes deckt, die übrigen betreffen Erdkunde, Naturgeschichte, namentlich Botanik, Sprachwissenschaft usw. Es folgen schließlich ohne Seitenzählung noch ein langes Schreiben an „einige vornehme Gelehrten in Leipzig“ und ein ausführliches Register.

In dem erwähnten Schreiben, das von Regensburg aus unter dem 25. Oktober 1749 an den Rechtshistoriker Maskov, den Senator Menke, den Mediziner Joh. Ernst Hebenstreit und an die Leipziger Professoren Joh. Erhard Kappe und Joh. Friedrich Christ abging, erzählt Popowitsch, daß es ihn nach Leipzig ziehe, „nicht um allda zu lehren, sondern damit ich mir den Umgang so wackerer und geschickter Männer zu Nutzen machen könne“. Anknüpfend an ein flüchtiges Zusammentreffen mit Gottsched, den er zu Regensburg auf seiner Durchreise sprach, bedauert Popowitsch, nicht rechtzeitig erfahren zu haben, daß Gottsched unter anderem auch aus dem Grunde nach Wien gereist sei, „um von der Slavonischen Sprache einen Begriff allda zu überkommen“. Er hätte bei etwas längerer Unterhaltung als „geborener Wende dem Herrn Professor die Beziehungen des Wendischen zu orientalischen Sprachen, zum Griechischen, Lateinischen und Altteutschen andeuten und den Hauptunterschied anzeigen können, welcher zwischen dem Slavonischen und dem Wendischen ist. Jenes ziehet sich fast mehr auf die Griechische Sprache, dieses auf die Angelsächsische Mundart. Die Sprache meiner Landsleute, der Zillerischen Winden,“ fährt er fort, „überzeuget mich augenscheinlich, daß der Sitz unserer Voreltern an der Ostsee gewesen, davon doch die Nachkommen izt durch eine so große dazwischen liegende Strecke von Teutschland abgesondert sind. Denn

wir haben überaus viele Wörter in unserer Mundart, welche in der Sprache derjenigen Teutschen, die mit uns in einerlei Gegend leben oder unsere Nachbarn sind, sich gar nicht finden, allein die unter einerlei Laute und Bedeutung im Dänischen, Schwedischen, Englischen, wie auch in dem Holländischen angetroffen werden.“ Nach Anführung von Beispielen, um zu zeigen, daß slawische Sprachen „nicht allein zu etymologischen Untersuchungen Anlaß geben, sondern auch zur Erläuterung des Teutschen und anderer Europäischen Sprachen nicht ohne Vorteil zu gebrauchen sind“, erbieht sich Popowitsch, die oftmals unrichtigen Herleitungen im Wachterischen Glossarium „durch Beihilfe der Wendischen Sprache, wie auch aus derjenigen Teutschen Mundart, die einigen Gelehrten eines besondern Geschmacks überaus lächerlich scheint“, an vielen Stellen zu bessern, ja um die Hälfte zu vermehren (Seiten *b*, *c*). Damit ist Popowitsch bei einem in seinen „Untersuchungen vom Meere“ wiederholt ausgesprochenen Lieblingsgedanken angelangt: das ist bei der Auswertung der oberdeutschen Mundarten, wie sie in Steiermark, Österreich, Bayern usw. gesprochen werden, für das Hochdeutsche. Das könnte dadurch den Schlüssel zur etymologischen Erklärung mancher Ausdrücke und eine Bereicherung des Sprachschatzes gewinnen und dann so manches Fremdwort als überflüssig ausscheiden.

Popowitsch verließ Regensburg Ende 1749 und nahm dann kürzeren Aufenthalt in Nürnberg. Hieher führten ihn alte Beziehungen zur Kosmographischen Gesellschaft, deren Mitglied er war, und hier wurde ihm durch die Hochherzigkeit der Besitzer die ungehinderte Benutzung bedeutender Hausbibliotheken ermöglicht, unter welchen er jene des Prodirektors der genannten Gesellschaft und die an naturwissenschaftlichen Werken reiche des Arztes Hofrat Treu besonders hervorhebt. Im Laufe des Jahres 1750 kam er endlich in Leipzig an, wo er bestens aufgenommen wurde; bei Professor Kappe fand er freie Wohnung und Tisch, im Hause des Hofrats Menke schrieb er Besprechungen für die *Acta Eruditorum*, mit Gellert verbrachte er Tage und Nächte in Unterredungen über die deutsche Sprache. Mehrere Hefte mit Aufzeichnungen haben sich erhalten und Berufungen auf Gellert finden sich auch als eigenhändige Nachträge im Handexemplar der „Untersuchungen“, das nun die Nationalbibliothek zu Wien verwahrt. Zwischenhinein kamen Ausflüge nach Halle, Jena und die nächsten Umgebungen, teils zur Erholung, teils zu wissenschaftlichen Zwecken; eine Einladung zum Besuch der Karpathen, die ihm 1751 zukam und reiche botanische Ausbeute verhieß, mußte leider, wie die *Acta Eruditorum* melden, unterbleiben, weil die angebotenen Reisemittel nicht zureichten.

So verlebte Popowitsch in anregender Umgebung an drei Jahre zu Leipzig, nutzte aber auch die Zeit, um Beziehungen mit auswärtigen Gelehrten zu pflegen und mächtige Gönner sich zu sichern. Einen beiläufigen Überblick bietet uns eine eigenhändige Aufzeichnung aus dieser Zeit mit den Namen derjenigen, an welche Popowitsch seine im Selbstverlag erschienenen „Untersuchungen vom Meere“ sei es als Geschenk, sei es zum Vertrieb senden

wollte. Wir entnehmen daraus,¹ daß er ein Widmungsexemplar mit Begleitschreiben seiner hochverehrten Kaiserin Maria Theresia, ein zweites ihrem Minister Graf Ulefeld vorzulegen gedachte, daß er Beziehungen zu van Swieten, Reichsgraf Seckendorf, dem Bischof von Gurk, Graf Thun, zum Stift Studeniz suchte, nebstdem aber auch den Staatsrechtslehrer von Ickstadt, den Heidelberger Kanonisten Dr. Hut, Gottsched, die Grafen von Schrottenbach und Sauer und andere mehr auf seine Liste setzte. Den Antrag, als Sekretär bei dem kaiserlichen Gesandten zu Venedig einzutreten, lehnte er aus Bedenken gegen die Wasserverhältnisse ab. Dann aber kamen im Jahre 1753 zugleich zwei Einladungen, die ernstere Erwägung erheischten: die eine aus München bot ihm die Schriftleitung der „Auserlesenen historischen alten und neuen Nachrichten von bayerischen Staatsmerkwürdigkeiten“ an, wurde aber abgelehnt; die andere, ein Ruf nach Wien, den Erzbischof Trautson vermittelt hatte, wurde mit Freuden angenommen.

III.

In Wien hatte Popowitsch sein Lehramt an der Universität unter sehr schwierigen Verhältnissen angetreten. Die Errichtung einer Lehrkanzel für deutsche Sprache oder für deutsche Beredsamkeit, wie es damals hieß, hatte Gottsched hier im Jahre 1749 durchgesetzt und sie einem seiner Anhänger, dem Kameralisten Justi, zu verschaffen gewußt. Es mußte Popowitsch gewiß zu hoher persönlicher Befriedigung gereichen, daß man beim Abgang Justis nicht abermals einen „Herrn Gottscheder“, sondern ihn berief, der auf das dringende Bedürfnis eines Lehrstuhls für deutsche Sprache in Österreich schon seit Jahren aufmerksam gemacht hatte und ebenso für eine größere Berücksichtigung des Oberdeutschen neben dem Sächsischen mit Schrift und Wort eingetreten war. Freilich mußten auch Hindernisse überwunden werden, die man sich heute schwer vorstellen kann. Im Vorbericht zu seinen „Untersuchungen vom Meere“ erwähnt Popowitsch, daß er aus Ländern komme, „deren Lehrer selbst nicht wissen, Teutsch zu schreiben, in deren Schulen von der Verbesserung der Landsprache und der Ausübung einer zierlicheren Teutschen Redart mit keinem Worte gedacht wird“. Mache man die Jesuiten auf den Mangel dieses Unterrichts an ihren Gymnasien aufmerksam, so erhalte man die Antwort, „ihre Pflicht wäre, die lateinische Sprache zu lehren, wer

¹ Dies Verzeichnis in Handschrift 12.784 der Wiener Nationalbibliothek auf dem ersten vollen Einstoßblatt enthält mehrere gestrichene (im Abdruck durch * bezeichnete) Namen: Seckendorf Schr(eiben); Swieten; Prälat Schott; Kaiserin, Schr(eiben); Bendel; Drumel(?); Fembo; *Studeniz; *Schrottenbach; Grimm 2; Rudolphus Frater; Bischof Thun; Richter Lic.; Drager; *Thun; Silber; Mayrn Gesandter; Ickstadt; Kapp 6; Dr. Huth; Critico 1; Schwabe 2; *Sauer; Gottsched 1; Roseng. Gesellschaft; *P. Gregorio 6; Vilesi primo 1, den 18. Jänner 3; *P. Priori 6; Ulefeld 1; Lect. minor 1; Augspurg Mayr und Consorten 1; Ortenb. 11; Schultheiß 1; Pamersperger 1; *Pistoring; Rudolph Schrottenbach; und *Sigmund 1; Den 30. Dec. P. Gregorio 16, solvit 2, manet 14; Den 31. Dec. 4; *manent 11 Wien; *München solutum; Monath primo 6, deinde iterum 6; Den 16. Febr. Döhr 6; Deinde 8 vel vide epistolam; B. Zehmen Lipsiae; Thierheim L. Hallensibus XII. Auf einem vorgeklebten Zettel stehen: *Fontané; Prälat Groß, Hradischt; *Brünn.

nicht Teutsch verstünde, der soll sich von einem Teutschen Schulmeister unterrichten lassen“ (dazu U. 310). Es fehlte ferner an einer für die Bedürfnisse der kaiserlichen Erblände eingerichteten deutschen Sprachlehre. Popowitsch selbst hatte sich seine Kenntnisse während seiner Studienzeit nur durch Lesen verbotener deutscher Werke verschafft und bekennt (U. 403), daß er „kein ganzes Jahr auf die Erlernung der Hochteutschen Sprache verwandt habe“. Demungeachtet hatte er sich schon ums Jahr 1740 mit dem Gedanken getragen, einen Unterricht zu schreiben, „wie die Steyermärker und Österreicher die größten Provinzialfehler in Hochteutschen Schriften vermeiden sollen“ (314, 404), er wurde jedoch durch Abmahnungen Gottscheds an der Vollendung gehindert, der von diesem Plane durch einen gemeinsamen Gönner beider erfahren hatte (U. 312). Diese Vorarbeiten und den seither gesammelten Stoff benutzte nun Popowitsch, um der bei seiner Berufung übernommenen Verpflichtung nachzukommen, welche von ihm die Ausarbeitung einer deutschen Sprachlehre für den Bedarf der österreichischen Schulen forderte. Die Sache selbst wurde ihm jedoch nicht leicht gemacht. Obwohl Popowitsch in der Erfüllung seiner Amtspflichten peinlich genau war und seine im Oktober 1753 sowohl an der Universität als an der Theresianischen Ritterakademie aufgenommenen Vorlesungen großen äußeren Erfolg hatten, so waren die Anhänger Gottscheds (darunter die vielen Informatoren, welche der Meister seit Jahren in den ersten Familien Österreichs untergebracht hatte) sofort am Werk, ihm Verdruß zu bereiten. Da Popowitsch mit vielen Protestanten im freundschaftlichen Verkehr gestanden hatte und zur Bestätigung einzelner Sprachregeln die Bibelübersetzung Luthers anzuführen unbefangen genug war, so benutzte man dies, um seine kirchliche Gesinnung zu verdächtigen. Man verübelte ihm die scharfen Äußerungen gegen die Jesuiten ebenso wie den Vorwurf, den er in Unmut gegen ein bekanntes Benediktinerkloster erhoben hatte, es überlasse seine Bibliothek „lieber den Motten, welche bereits einen guten Teil zu schanden gefressen haben“, als Leuten, die daraus etwas zu lernen verlangen usw. Durch diese und ähnliche Wühlereien brachte man es dahin, daß die Zensurbehörde einschritt und das Hauptwerk unterblieb, welches Popowitsch über die deutsche Sprache schreiben wollte. Erschienen sind nur 1754 unter gleichem Titel „Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen“ zwei Werke von sehr verschiedenem Umfang. Das größere, das, die Vorrede von 48 Seiten ungerechnet, 496 Seiten 8^o umfaßt, bezeichnet sich als „auf allerhöchsten Befehl herausgegeben von Joh. Siegm. Popowitsch, k. k. öffentlichen Lehrer der Teutschen Beredtsamkeit auf der Wienerischen hohen Schule wie auch Herzoglichen in der Savoyisch-Liechtensteinischen Akademie“, das andere mit 4 Seiten Vorrede und 148 Seiten Text, gleichfalls Taschenformat, läßt den Satz „auf allerhöchsten Befehl“ und die Lehrerschaft am Theresianum weg und ersetzt ihn durch die Worte „und der Herzoglichen Teutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitglieder“.

Über die Veranlassung zu dieser sonderbaren Doppelausgabe wird erzählt, daß die Gegner den kaiserlichen Auftrag zum Vorwand nahmen, um zu erwirken,

daß Popowitsch die Ausgabe der Sprachlehre bogenweise veranstalte, um eine raschere Verbreitung dieses notwendigen Buches in der Bevölkerung zu erleichtern. Die ersten Bogen der umfangreicheren Ausgabe, vorerst ohne Titel und Vorwort erschienen, gingen bei den bürgerlichen Buchbindern Gebrüder Grundt, welchen Popowitsch den Vertrieb seiner im Selbstverlage hergestellten „Anfangsgründe“ übertragen hatte, reißend ab. Selbst Leute, welche zur Hefe des Volkes gehörten, nahmen gleich zehn bis zwölf Exemplare auf einmal ab, nach dem zehnten Bogen blieben jedoch die Käufer mit einem Male weg und nun ergossen sich Flugschriften über Flugschriften voll des gemeinsten Spottes über das titellose Werk.¹ Obwohl diese Angriffe vielfach mißbilligt wurden und die „Göttingischen gel. Anzeigen“ beispielsweise schon am 6. Juni 1754 erklärt hatten, sie „ob ihrer unanständigen Schreibart“ nicht ferner erwähnen zu wollen, so fanden diese Schmähschriften andererseits vielen Beifall. Gottsched selbst besprach sie nicht bloß rühmend, sondern rückte sogar ein Machwerk, das neben Popowitsch auch Klopstock bübisch verunglimpfte, in sein „Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ vollinhaltlich ein.

Einen Angriffspunkt bildete vor allem der von Popowitsch schon in seinen „Untersuchungen vom Meer“ (S. XVIII ff.) ausgesprochene und begründete Satz, daß das unvollständige lateinische Alphabet, auf welchem das deutsche beruhe, nicht zur Wiedergabe mancher im Volksmunde oder in anderer Sprache vorkommender Laute ausreiche. Allein, da man sich „einmal in den Kopf gesetzt, von der Zahl der lateinischen Buchstaben nicht abzuweichen, so hat dieser lächerliche Zwang mit der Notdurft, die neue Buchstaben erforderte, die sauberen Mißgeburten des ch, des sch, des tsch in der deutschen Schreibart ausgeheckt; ferner das c, nachdem die eigentümliche Aussprache dieses Buchstaben vermißt worden, wie zu einem Pamphil oder Wenzel im Trischackspiele gemacht, das ist, man hat diesem Zeichen, welches das eigentliche k der Lateiner vorstellen und diesen Dienst in Gesellschaft aller Buchstaben vertreten sollte, beinahe in einer jeden neueren europäischen Sprache das Vermögen einen andern Laut auszudrücken, und vor oder nach anderen Buchstaben auch besagte Gewalt von neuem zu verändern eingeräumt!“ Popowitsch beschränkte sich in seiner für Schulzwecke geschriebenen Sprachlehre darauf, das ch, sch, tsch als eigene Mitlaute anzuführen, und ließ sich, wie unbefangene Gegner seiner Ansicht selbst zugaben, „nicht ein Wort davon entfahren, diese Buchstaben mit neuen Zeichen“ zu versehen. Die in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ vom Jahre 1754 auf Seite 351, 467, 588 von verschiedenen Kritikern nieder-

¹ Ein solches Erzeugnis ist beispielsweise das schon am 6. April 1754 in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ (S. 351) namhaft gemachte „Sendschreiben an Herrn Jacob Imanuel Wächtlern über einige neue Entdeckungen in der nötigen Verbesserung und Erneuerung der deutschen Sprache von J. G. Glasern (Grimm in Regensburg?), das für das noch ungetaufte Werk den Titel vorschlug: Popowitschische Teutsche Sprachkunst, das ist Wurmsamen eines Crainers für seines gleichen, welche der Wurm einer Crainerisch- oder Gotscheberisch-Teutschen Sprache sticht“. Ein Sendschreiben ähnlichen Inhaltes veröffentlichte der Schauspieler Weiskern (Verfasser der bekannten Topographie von Niederösterreich) unter dem Decknamen Philipp Zesen, und ihm folgten noch andere.

gelegten Besprechungen rühmen im übrigen übereinstimmend den Wert der Popowitschischen Sprachlehre, welche vor allem den unnötigen Gebrauch von Fremdwörtern oder ganz veralteten Ausdrücken, wie auch schlechter Neubildungen und unverständlicher Perioden tadelt und besser „als irgend eine andere uns bekannte deutsche Sprachkunst“ geeignet sei, die eigentümlichen Fehler der österreichischen Mundart anzuzeigen und zu verbessern. „Seinem vollständigeren Werk von der deutschen Sprache sehen wir nach Durchlesung dieser Anfangsgründe noch begieriger als vorhin entgegen. Es verlautet aber,“ heißt es in einer Zuschrift vom 6. Juni, „daß dieses zu Wien in der Zensur Anstoß gefunden habe, weil darinnen bisweilen zur Bestätigung der Sprachregeln die Lutherische Bibelübersetzung angeführt war.“

Durch die geschilderten Umstände erklärt sich, wieso Popowitsch dazu gekommen ist, zwei so verschiedene Ausgaben seiner „Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst“ im gleichen Jahre unter gleichem Titel zu veröffentlichen. Er begann mit der größeren Ausgabe, entschloß sich aber, als die Stockung nach dem zehnten Bogen eintrat, vorerst einen gekürzten Abriß zu vollenden und diesen, der den Titel „Die notwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst“ bekam, sofort als Buch in den Handel zu bringen; ausgeführt sind jedoch auf diesen 148 kleineren Seiten in neun Hauptstücken nur die Lehre von den Buchstaben und von der Beugung der Redeteile, also dasjenige, was schon die Anfänger wissen sollen, fleißige Lesung des hier mitgeteilten Auszuges werde ausreichen, um die häufigsten Fehler zu vermeiden, welche man in den Schriften der Österreicher antrifft, damit wird „schon ein Vieles, ja das Meiste ausgerichtet sein, und die auswärtigen Verächter der Österreichischen Schreibart sollen auch bald schweigen, wenn man nur das Izt gedachte auf unsern Schulen erst die Jugend lernen läßt . . . Es soll aber die Fortsetzung meiner Bemühungen für die Aufnahme der Teutschen Sprache in unsern Gegenden gleichwohl nicht ausbleiben, zumal wenn Beifall und Zufriedenheit mich kräftiger dazu aufmuntern werden.“ Diesem Versprechen gemäß setzte Popowitsch seine Arbeiten an seiner „weitläuftigeren Auflage“ fort, „welche die Lehrer zur Hand haben müßten“, und vollendete sie noch im gleichen Jahre, behielt jedoch den Titel „Notwendigste Anfangsgründe“ bei, weil ihm damals die Herausgabe eines noch größeren Werkes über die deutsche Sprache vorschwebte. Die Vollendung dieser „deutschen Sprachkunst“ unterblieb leider, weil, wie schon erwähnt, Zensurschwierigkeiten eintraten, und Popowitsch hat später im Lehramt nur noch den „Entwurf einer Abhandlung von deutschen Briefen“ 1760 bei Trattner drucken lassen, der bloß zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen bestimmt war. In der Vorrede beklagte er hier, wie mangelhaft die Kenntnis der deutschen Sprache in Österreich sei im Vergleich gegen ältere Zeiten, selbst gegenüber der Kanzlei Kg. Rudolfs I. und der damaligen Hofschreibart, ein Gedanke, dem er schon früher (U. 310) Ausdruck gegeben hatte.

Die Vorlesungen, welche Popowitsch durch 14 Jahre fortsetzte, übten, wie Kaltenbaeck hervorhebt, nicht nur auf Studierende, sondern auch auf

ältere Staatsbeamte, welche sich dabei zahlreich einfanden, den erfreulichsten Einfluß aus. Gewissenhafter als er hat wohl nie jemand seinem Berufe gelebt. Er versäumte keine Stunde, bereitete sich auf jede sorgfältig vor und arbeitete zu Hause unausgesetzt. Während seiner ganzen Lehrtätigkeit verließ er Wien nur zweimal, im Herbst 1764, um die Umgebungen des Neusiedler Sees kennenzulernen, und 1765, um den Grimming zu besteigen und sein vaterländisches Herbar zu vervollständigen. Dabei hatten schon 1763 körperliche Leiden begonnen, die ihn 1768 zur Niederlegung des Lehramtes nötigten. Mit 400 fl. Ruhegehalt, den ihm die Kaiserin bewilligt hatte, zog er sich nach Perchtoldsdorf, wo er ein Haus mit Weingarten kaufte, den er mit einer Mauer umgeben ließ, um ungestört zu sein. Er lebte allein und ohne Bedienung und bearbeitete auch selbst den Weingarten. Selten einmal kam er noch nach Wien, dann aber saß er wieder ganze Nächte über den Büchern seiner Freunde. Er scheint damals sich viel mit landwirtschaftlichen Fragen beschäftigt zu haben; seine letzte, 1770 in den Schriften der kurpfälzisch physikalisch-ökonomischen Gesellschaft als preisgekrönt veröffentlichte Arbeit handelt, als Frucht seiner Reisen und Beobachtungen, über den Mergel und andere Angelegenheiten des Ackerbaues. August 1773 zeigten sich unverkennbare Spuren der Abzehrung, der er am 21. November 1774 erlag. Er ruht zu Perchtoldsdorf unweit der prunkvollen, 1812 errichteten Grabstätte der Familie Regenhart im eigenen Grabe, das, wie er es selbst angeordnet, von unten bis oben ausgemauert war und auf einem kleinen Denkstein die Inschrift trug: POPOVIČ QUOD FUIT. MDCCLXXIV.

IV.

Der Grabschrift, welche mit ihrem Popowitsch quod fuit die Ruhestätte der irdischen Reste des Verstorbenen bezeichnet, setzen wir hier ein Popowitsch quod est, eine Würdigung des Unvergänglichen gegenüber, das uns als Ergebnis seiner Lebensarbeit erhalten geblieben ist.

Popowitsch der Mensch war eine seltene Erscheinung. Ungewöhnliche Begabung und rastloser Fleiß verbanden sich bei ihm mit großer Herzensgüte. Unglückliche zu unterstützen und Bedrängten Hilfe zu bringen war — wie Kaltenbaeck meldet — die einzige Leidenschaft, die er hatte. Dabei war er von größter Wahrheitsliebe, weder Ansehen noch Vorteil konnten ihn bestimmen, dem erkannten Recht oder der Wahrheit zuwiderzuhandeln. An dem väterlichen Glauben hielt er unverbrüchlich fest, war aber dabei unbefangen genug, öffentlich anzuerkennen, wie viel er Protestanten schulde, „die mir grössere Ehren erweisen, als diejenigen unter welchen ich bisher gelebet habe; die mir in der Not mit Ratschlägen, mit Büchern, mit Gelde aushalfen, nicht als wenn ich aus einer ihrer Städte bürtig und ein Mitglied ihrer Kirchengemeinde, sondern ein Kind dieser meiner Wohltäter wäre. Ich finde unter ihnen ebenso redliche Herzen und wahre Freunde, als unter meinen Religionsverwandten, allein ungleich weit mehrere und größere Liebhaber wie auch Beförderer der Gelehrsamkeit als in der Heimat“ (LXXIV). Die äußeren Formen des geselligen Lebens sind Popowitsch allerdings fremd geblieben, er war

von jungen Jahren an ein Sonderling und ist es zeitlebens geblieben. Verstöße gegen das gesellschaftliche Herkommen zählen zu den Hauptmängeln, die man ihm vorwarf. Er selbst kannte diese seine Unvollkommenheit und suchte sie mit den Worten zu entschuldigen: Einem Menschen, der sich in Wissenschaften vertieft, muß man vieles verzeihen. Sein Kopf ist meist auf seinen Gegenstand gespannt, er vergißt in seiner Einöde auf das, was die meisten hochschätzen, und schätzt hoch, was die meisten nicht kennen.

Wie an seinem Glauben, hielt Popowitsch auch an seinem Vaterlande und an seiner Heimat fest. Er war ein überzeugter Österreicher und Untersteirer durch und durch. Dem Herrscherhause war er treu ergeben. Es sind keine leeren Redensarten, wenn er Jahre bevor er die Wiener Lehrkanzel erhielt, von der Kaiserin Maria Theresia als seiner „allergnädigsten Frau“ spricht oder die Verdienste Kaiser Karls VI. um die Verbesserung des Verkehrswesens rühmend hervorhebt (36, 318). Bitter empfand er es „als patriotischer Österreicher“, daß sein Vaterland, „das vor einigen Jahrhunderten der Stolz der deutschen Gelehrsamkeit gewesen, seit 150 Jahren eine teutsche Barbarei und ein Gegenstand Obersächsischer Spöttereien geworden“ sei (310). Als Popowitsch 1749 bei einer flüchtigen Begegnung mit Gottsched auf dessen Frage, ob er studiert habe, dies mit dem bejahte, er hätte in Graz alle Schulen durchgegangen, schmerzte ihn die hochmütige Gegenbemerkung nicht wenig, „das wäre nichts, die Universitäten in Österreich, in Bayern, ja in ganz Oberteutschland wären sehr schlecht bestellt“. Wohl mußte er den elenden Zustand des damaligen Unterrichtswesens in Österreich selbst zugeben, allein es reizte ihn, seinem Gegenüber den Beweis zu liefern, daß es trotz jenes Mangels doch Gelehrte bei uns geben könne. „Ich konnte demnach eine so schöne Gelegenheit nicht vorbeilassen, diesem berühmten Gelehrten eine Probe von meiner Physik vorzulegen, die ich, wo nicht in den Schulen, dennoch seitdem durch eigenes Nachlesen gelernt habe“ (U. 194/195).

Popowitsch war unstreitig als Sprachforscher seiner Zeit weit vorausgeeilt. Seine Feststellung, daß der mit ein und demselben Buchstaben bezeichnete Laut, zum Beispiel das a oder e, bis zu vier Abstufungen habe (89a, 269, 286, 313), wurde zwar in den Besprechungen rühmend erwähnt, allein sein Vorschlag, zur Unterscheidung Beizeichen zu verwenden, wie solche heute in sprachwissenschaftlichen Werken ohneweiters zugelassen sind, wurde nicht beachtet. Sein Nachweis, daß slawische Sprachen die Einführung einiger neuer Zeichen ins Alphabet erheischen (XVIII, 286...), ein Erfordernis, dem bekanntlich im 19. Jahrhundert entsprochen wurde, hat ihm pöbelhafte Verspottung eingetragen, weil seine Gegner das falsche Gerücht verbreiteten, er, der Winde, habe deren Einführung ins Deutsche beabsichtigt. Dabei war in Wirklichkeit Popowitsch der Zeit nach der erste entschiedene Vorkämpfer der hochdeutschen Schriftsprache in Österreich (U. 310, 404). Nicht, daß er darum seine Herkunft jemals verleugnet hätte, er betont oft und unbefangen, daß er ein geborener Winde sei und das Hochdeutsche nachgelernt habe (XVIII, 36, 337, 403. S.). Seine Muttersprache blieb ihm, solange er lebte, lieb und wert, er wurde nicht

müde, ihre Schönheiten zu preisen und ihre Bedeutung für sprachgeschichtliche Untersuchungen hervorzuheben. Er war aber auch überzeugt, daß in Österreich, seinem geliebten Vaterland, diesem wichtigen Teile des Römisch-deutschen Reichs, das Deutsche nach der geschichtlichen Entwicklung und den Bevölkerungsverhältnissen als einigendes Band nicht zu entbehren sei. Von diesem Gesichtspunkt aus ist nun auch sein Kampf mit Gottsched zu beurteilen. Er war keineswegs „der unverschämte Beschnarcher“ des Meisters, als den ihn der neueste Lebensbilderer Gottscheds, Reichel, hinstellt, der übrigens zugeben muß, daß Popowitsch „ein kluger und vielseitig gebildeter Mann war, der nur die Kluft, die ihn von Gottsched trennte, nicht anerkannt habe“ (II, 707 u. 65), sondern die Sache verhält sich schier umgekehrt. Popowitsch bestritt das Verdienst Gottscheds um die Ausbildung des Hochdeutschen keineswegs, das er im Gegenteil anerkannte. Was er bekämpfte, war nur der unglückliche Versuch, die Schriftsprache unter Zurückweisung aller oberdeutschen Mundarten von der Donau bis an den Rhein (421) einzig und allein auf dem Obersächsischen aufzubauen. Sein Kampf galt ferner den vielen Fremdwörtern, die das Hochdeutsche damals noch verunzierten, obwohl sie sich, wie Popowitsch nachwies, vielfach ausmerzen ließen, sobald man das ungehobene Sprachgut heranzog, das in der kernigen Volkssprache noch verborgen lag (88, 314a). Während die Anhänger Gottscheds das von ihrem Meister Geschaffene für unvergänglich ansahen und den Gedanken entsetzt zurückwiesen, seine „ausgeschmückte Schreibart“ könnte jemals veralten, stand es für Popowitsch fest: „Die Sprachen verändern sich beständig wie die Gebräuche, wie die Kleidertrachten“ (Vorrede, 6). Wenn diese Leute vom Werte der oberdeutschen „Mundarten einen besseren und gesünderen Begriff, in die Geschichte und in das Altertum der Teutschen Sprache überhaupt mehr Einsicht hätten,“ meint Popowitsch, „so würden sie wahrnehmen, daß ein Bauer in Bayern, Österreich, Steyermark und so in den übrigen oberteutschen Landschaften noch vieles beinahe auf die Art vorbringt, wie man zu Willerams Zeiten in Teutschland gesprochen hat.“ (S. c. 2.) Popowitsch hat demnach im Geburtsjahr Goethes genau die gleichen Gedanken und Stimmungen ausgesprochen, welchen dieser in seinen 1811 begonnenen Lebenserinnerungen (Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, 6. Buch) bei Schilderung der Schwierigkeiten, die ihm sein Oberdeutsch während der Leipziger Studienzeit bereitete, mit den Worten Ausdruck gegeben hat: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.“

Popowitsch war indessen nicht bloß ein ausgezeichneter Sprachgelehrter, sondern ein ebenso tüchtiger Naturforscher, obwohl ich mir hier versagen muß, auch diese Seite seiner wissenschaftlichen Leistungen eingehend zu

besprechen. Namentlich war ihm aber bei der Beobachtung von Schwämmen der Begriff der Entwicklung geläufig geworden, der ihn zu mancherlei Einwendungen gegen Linné und sein künstliches Pflanzensystem veranlaßte, andererseits aber seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen befruchtete. Gern und oft wiederholte er darum den Satz: Die Naturgeschichte leidet wegen der Sprache und diese wegen jener. Der Naturforscher verläßt sich auf den Sprachforscher und dieser auf jenen. Weder der eine noch der andere wird aus dem Wuste der Verwirrungen herauskommen, wenn nicht starke Sprachforschung und starke Naturforschung in einem Manne zusammentreffen.

So hätte ich in Umrissen den Lebenslauf und das Lebenswerk eines bedeutenden Mannes aus Untersteiermark vorgeführt, der von seinen Zeitgenossen häufig verkannt, kurz nach seinem Tode durch die Stimme öffentlicher Blätter gen Himmel gehoben und bald darauf scheinbar für immer vergessen wurde. Zur Ergänzung des Bildes seien noch einige seiner kennzeichnenden Aussprüche hier angeschlossen:

Gegen die nicht bloß von den Jesuitenschulen vertretene Ansicht, daß man „wie ehedessen alle Wissenschaften nur aus der lateinischen und griechischen Sprache holen könne“, heißt es (410): „Nein, das Blatt hat sich seit etlichen Jahrhunderten ganz umgewandt. Izt sind die Barbarn der Römer das gelehrte Volk, die Teutschen, deren Vorfahren man zur Last leget, daß sie nicht schreiben konnten, streiten nun mit allen Völkern um den Vorzug in der Gelehrsamkeit.“

„Die Muttersprache war bei den Römern und ist bei den Franzosen eines der größten Staatsgeheimnisse. Vorlängst mahnten Leibniz und Pufendorf die deutschen Staatsmänner daran. Das Geheimnis besteht in einer zweifachen Sorge: in der Sorge für die Ausbildung und Verbreitung der Muttersprache und in der Sorge für Einschränkung, Ausschließung und wo mögliche Unterdrückung einer fremden — besonders der Sprache eines benachbarten und mächtigen Volkes!“

„Ich habe ohne Ausnahme richtig gefunden, ein Deutscher, der das Französische stark liebt und zu verbreiten sucht, hat einen seichten Kopf und ein kaltes Herz für sein Vaterland.“

Sollte der Mann, der solches vor mehr als 170 Jahren schrieb, veröffentlichte und mit seiner Persönlichkeit deckte, heute wirklich schon veraltet sein?

A. Luschin-Ebengreuth

Univerzitetna knjižnica Maribor



S

II 704



000414082

COBISS 